

Amélie Nothomb
Der belgische Konsul

ROMAN

Aus dem Französischen von
Brigitte Große

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2021 bei Albin Michel, Paris,
unter dem Titel ›Premier sang‹
Copyright © 2021 by Éditions Albin Michel, Paris
Covermotiv: Gemälde von Christopher Thompson, ›Beach v‹,
mit freundlicher Genehmigung
der Pontone Gallery Ltd, London
Copyright © Christopher Thompson

Die auf S. 79 zitierte Stelle aus »Das trunkene Schiff« von
Arthur Rimbaud stammt aus »Sämtliche Dichtungen.
Zweisprachige Ausgabe«, dtv 2004, Übersetzung von
Thomas Eichhorn.

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2023
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
80/23/852/1
ISBN 978 3 257 07231 0

»Mein Vater ist ein großes Kind,
das ich als kleines Kind bekam.«
Sacha Guitry

Ich werde vor das Erschießungskommando geführt. Die Zeit dehnt sich, jede Sekunde dauert hundert Jahre länger als die davor. Ich bin achtundzwanzig Jahre alt.

Der Tod vor meinen Augen hat das Gesicht der zwölf Vollstrecker. Üblicherweise ist unter den ausgeteilten Waffen eine blind geladen. So kann jeder sich für unschuldig an dem zu verübenden Mord halten. Ich bezweifle, dass dieser Tradition heute Respekt gezollt wird. Keiner dieser Männer scheint den Wunsch nach möglicher Unschuld zu verspüren.

Als ich vor rund zwanzig Minuten hörte, wie jemand meinen Namen schrie, war mir sofort klar, was das bedeutete. Und ich schwöre, ich habe vor Erleichterung geseufzt. Wenn ich getötet werde, muss ich nicht mehr reden. Seit vier Monaten verhandle ich um unser Überleben, vier Monate endloser *palabres*, um unsere Ermordung hinauszuschieben. Wer wird jetzt für die Geiseln eintreten? Ich weiß es nicht, und das macht mir Angst, aber ein Teil von mir ist erleichtert: Endlich werde ich schweigen können.

Aus dem Fahrzeug, das mich zum Denkmal brachte, sah ich die Welt und wurde ihrer Schönheit gewahr. Schade, dass ich diese Herrlichkeit verlassen soll! Schade vor allem, dass ich achtundzwanzig Jahre brauchte, um dafür empfänglich zu sein.

Ich wurde aus dem Lastwagen geworfen, und die Berührung der Erde begeisterte mich: Wie ich diesen freundlichen, zärtlichen Boden liebe! Welch bezaubernder Planet! Ich könnte ihn, scheint mir, jetzt um so viel mehr schätzen. Aber das kommt ein bisschen spät. Beinahe hätte ich an der Vorstellung Gefallen gefunden, dass meine Leiche in ein paar Minuten darin verscharrt werden würde.

Es ist Mittag, die Sonne wirft ein unerbittliches Licht, die Luft ist schwer von berückenden Pflanzendüften, ich bin jung und gesund, wie dumm, ausgerechnet jetzt sterben zu müssen! Bloß keine historischen Reden, ich träume von Stille. Das Knallen der tödlichen Schüsse wird mir in den Ohren wehtun.

Dabei habe ich Dostojewski um seine Erfahrung mit dem Exekutionskommando beneidet! Jetzt ist es an mir, diesen inneren Aufruhr zu erleben. Nein, ich will nicht zu Unrecht sterben, ich fordere noch einen Augenblick, jeder Moment ist so intensiv, allein das Verrinnen der Sekunden versetzt mich in Trance.

Die zwölf Männer legen auf mich an. Sehe ich jetzt mein Leben an mir vorüberziehen? Das Einzige, was ich empfinde, ist eine ungeheure Erregung: Ich bin lebendig. Jeder Moment ist bis ins Unendliche teilbar, der Tod kann mich nicht einholen, ich versinke im harten Kern der Gegenwart.

Die Gegenwart begann vor achtundzwanzig Jahren. In den allerersten Anfängen meines Bewusstseins sehe ich schon meine unbändige Freude zu leben.

Unbändig, weil unanständig – um mich herum herrschte Trauer. Ich war acht Monate alt, als mein Vater bei einem Unfall ums Leben kam. Was zeigt, dass Sterben bei uns eine Familientradition ist.

Mein Vater war Soldat. An diesem Tag sollte er Minenräumen lernen. Doch die Übung war schnell vorbei – irrtümlich lag da eine echte Mine statt einer Attrappe. Mein Vater starb Anfang 1937, mit fünfundzwanzig Jahren.

Zwei Jahre davor hatte er meine Mutter Claude geheiratet. Es war die große Liebe, die man damals in den gehobenen Kreisen Belgiens lebte wie im neunzehnten Jahrhundert: mit Zurückhaltung und Würde. Fotos zeigen ein junges Paar, das durch einen Wald reitet. Meine Eltern sind sehr elegant, schön, schlank und verliebt. Wie einem Buch von Barbey d'Aurevilly entsprungen.

Mich wundert, wie glücklich meine Mutter darauf wirkt. So habe ich sie nie gesehen. Ihr Hoch-

zeitsalbum endet mit Bildern von einer Beerdigung. Offensichtlich hatte meine Mutter anfangs vor, sie später zu beschriften, wenn sie Zeit dafür hätte. Aber ihr war die Lust vergangen: Ihr Leben als glücklich verheiratete Frau hatte nur zwei Jahre gewährt.

Mit fünfundzwanzig legte sie sich eine Witwenmaske zu, die sie nie wieder ablegen sollte. Selbst ihr Lächeln war erstarrt. Härte überzog ihr Gesicht und beraubte es seiner Jugend.

»Immerhin haben Sie ein Kind zum Trost«, hieß es in ihrer Umgebung.

Wenn sie dann den Kopf zur Wiege hindrehte, sah sie ein hübsches, zufriedenes Baby, dessen Heiterkeit ihren Mut sinken ließ.

Anfangs hatte sie mich geliebt. Ihr erstes Kind war ein Junge, alle hatten ihr gratuliert. Inzwischen wusste sie, dass ich nicht ihr erstes, sondern ihr einziges Kind sein würde. Die Vorstellung, dass sie die Liebe zu ihrem Mann durch die Liebe zu einem Kind ersetzen sollte, empörte sie. Natürlich hatte ihr das keiner so gesagt. Aber sie hatte es so verstanden.

Claudes Vater war General. Er fand den Tod seines Schwiegersohns akzeptabel und sagte nichts dazu. Der große Schweiger passte zu seiner Armee.

Claudes Mutter war eine sanfte, zärtliche Frau, der das Schicksal ihrer Tochter im Herzen wehtat.

»Du kannst dir deinen Kummer ruhig von der Seele reden, mein armer Schatz!«

»Hör auf, Mama. Lass mich leiden!«

»Leide nur, leide ordentlich. Das dauert seine Zeit. Und dann wirst du wieder heiraten.«

»Sei still! Niemals werde ich wieder heiraten, verstehst du, niemals. André war und ist der Mann meines Lebens.«

»Natürlich. Aber jetzt hast du Patrick.«

»Was sagst du für komische Sachen?«

»Du liebst ihn doch, deinen Sohn.«

»Ja, ich liebe ihn. Aber ich sehne mich nach den Armen und dem Blick meines Mannes, nach seiner Stimme und seinen Worten.«

»Möchtest du wieder nach Hause kommen?«

»Nein. Ich will in meiner Ehemwohnung bleiben.«

»Würdest du mir Patrick eine Zeit lang anvertrauen?«

Mit einem Achselzucken willigte Claude ein.

Hochzufrieden nahm Großmama mich mit.

Nachdem ihre Tochter und die beiden erwachsenen Söhne aus dem Haus waren, freute sie sich über dieses Gottesgeschenk. Jetzt hatte sie wieder ein Baby.

»Wie schön du bist, mein kleiner Patrick, wie ein Engel!«

Sie ließ mir die Haare wachsen und steckte mich

in schwarze oder blaue Samtanzüge mit Brüsseler Spitzenkragen, Seidenstrümpfe und Stiefel mit Knöpfen. Dann nahm sie mich in die Arme und zeigte mir mein Spiegelbild.

»Hast du schon einmal so ein hübsches Kind gesehen?«

Sie betrachtete mich so hingerissen, dass ich selbst glaubte, schön zu sein.

»Schau, diese langen Wimpern, wie von einer Schauspielerin, und diese blauen Augen, die weiße Haut, dieser entzückende Mund und dann die schwarzen Locken! Dich müsste man malen.«

An dieser Idee hielt sie fest. Sie bat ihre Tochter, gemeinsam mit mir einem in Brüssel bekannten Maler Modell zu sitzen. Claude lehnte ab. Und ihre Mutter erkannte, dass sie ihr eine Weile zusetzen müsste, bis sie sich breitschlagen ließe.

Meine Mutter stürzte sich ins mondäne Leben. Sie mochte Empfänge nicht besonders, aber es kam ihr gar nicht in den Sinn, dass sie das, was sie tat, gern tun musste. Sie trug ihre beeindruckend elegante Trauer vor einem Publikum zur Schau, das ihren Auftritt zu würdigen wusste und ihr das gewünschte Bild spiegelte. Mehr wollte sie gar nicht.

Wenn sie morgens aufwachte, war ihr erster Gedanke: Was ziehe ich heute Abend an? Diese Frage

füllte ihr Leben aus. Ihre Nachmittage verbrachte sie bei den großen Couturiers, die entzückt waren, eine so edle Verzweiflung einzukleiden. An diesem großen, mageren Körper fielen Kleider und Kostüme perfekt.

Claudes starres Lächeln tauchte ab 1937 auf fast allen Aufnahmen von Soireen des belgischen Gotha auf. Sie wurde überall eingeladen, denn ihre Anwesenheit war eine Art Garantie für Niveau und Geschmack des jeweiligen Empfangs.

Die Männer wussten, dass es vollkommen ungefährlich war, Claude den Hof zu machen – sie würde ohnehin nicht darauf eingehen. Genau aus diesem Grund machten sie es ja. Es war ein angenehmer Zeitvertreib.

Ich liebte meine Mutter hoffnungslos, sah sie aber nur selten. Jeden Sonntag kam sie mittags zu ihren Eltern essen. Ich sah zu dieser wunderbaren Frau hoch und lief mit ausgebreiteten Armen auf sie zu. Sie hatte ihre spezielle Art, eine Umarmung zu vermeiden, indem sie mir die Hände entgegenstreckte, um mich dann nicht hochzuheben. Ob sie Angst hatte, ihre schöne Toilette zu ruinieren?

»Hallo Paddy«, sagte sie mit frostigem Lächeln.
Anglizismen waren en vogue.

Mit einem Ausdruck freundlicher Enttäuschung, den ich nicht deuten konnte, betrachtete sie mich

von Kopf bis Fuß. Wie hätte ich auch ahnen sollen, dass sie jedes Mal hoffte, ihren Mann in mir wiederzufinden?

Bei Tisch aß meine Mutter stets wenig und sehr schnell. Sie musste nur der Pflicht genügen, Nahrung in den Mund zu schieben. Dann zog sie ein entzückendes Etui aus ihrem Täschchen und zündete sich eine Zigarette an. Ihr Vater warf ihr vernichtende Blicke zu: Eine Frau rauchte nicht, Punktum. Sie wandte mit einer verächtlichen Bewegung, die sie für diskret hielt, die Augen ab. Hätte sie sprechen können, hätte sie gesagt: »Ich bin eine unglückliche Frau. Da darf ich doch wenigstens rauchen!«

»Nun, meine liebe Claude, erzähle!«, bat Großmama.

Mama berichtete von einem Cocktail bei So undso, einem höchst interessanten Gespräch mit Mary, der wahrscheinlich bevorstehenden Scheidung von Teddy und Anny, dem etwas lächerlichen Kostüm von Katherine – wobei sie sämtliche Vornamen englisch aussprach und ihre Eltern Mommy und Daddy nannte. Sie fand es nur bedauerlich, dass für ihren eigenen Namen kein »charmanter anglisierender Diminutiv« existierte.

Sie redete schnell, leicht vernuschelt und mit

flatternden Ts, weil sie überzeugt war, dass Engländer sich so anhörten.

»Ich bin gleich bei Tatiana zum Tee eingeladen. Da siehst du, dass sie gar nicht so depressiv ist, wie sie immer tut.«

»Du könntest doch Patrick mitnehmen!«

»Ausgeschlossen, Mommy, er würde sich zu Tode langweilen.«

»Nein, Mama«, mischte ich mich ein, »ich würde dich sehr gern begleiten.«

»Ach, mein Schatz, lass es, dort sind sonst keine Kinder.«

»Das bin ich gewohnt.«

Seufzend hob sie ein wenig das Kinn. Diese Geste war mein Tod: Mir wurde klar, dass ich in den Augen dieser unerreichbaren, erhabenen Frau einen Fehler begangen hatte.

Großmama erriet, dass ich litt.

»Dann geht doch in den Park spazieren, der Kleine muss mal an die frische Luft.«

»Ich höre immer nur Luft, Luft, Luft!«

Wie oft hatte meine Mutter sich schon darüber ereifert! Aus hygienischen Erwägungen an die frische Luft zu gehen erschien ihr absurd. Und Atmen hielt sie ohnehin für überschätzt.

Wenn sie ging, war ich ebenso traurig wie erleichtert. Am meisten betrübte mich die Erkennt-

nis, dass Claudes Gefühle mir gegenüber genauso zwiespältig waren. Sie küsste mich, warf mir einen gebrochenen Blick zu und eilte davon. Dabei klackerten ihre Absätze so hinreißend, dass ich ganz krank vor Liebe wurde.